

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 16. — Sonntag, den 17. April 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243

Das alte Wiesenbad

wird im Zusammenhang mit den Vorbereitungen für die jetzt beginnende Saison unseres heimatlichen Bades besonders interessieren. Wiesenbad, oder auch „Warmbad Wiesenbad im Erzgebirge“, war ja schon im 16. Jahrhundert als Heilbad bekannt. Ueber seine Geschichte berichtet uns ein 1889 geschriebenes Buch des Erzgebirges folgendes:

„1501 ließ Hans Friedrich, ein reicher Bergherr in Geyer, die Quelle in einen viereckigen Holzkasten fassen und ein Badehaus bauen. Lehmann sagt in „das edle meißnisch ober erzgebirgische Wiesenbad“: „Der Quell ist in hölzernen Bohlen Beckig eingefasst, oben bedeckt, auswendig in der Erde mit festen Letten sehr dichter versehen, so daß kein Wildwasser hinein dringen kann, in der Weite vier Ellen, mannestief, wie ein Crystall so hell, wirft schöne Blasen auf, welche denen Patienten als eine Hoffnung der Genesung eingeschwapet werden, sonderlich wenn sie Geld hinein werfen, welches der Bademann wohl heraus zu langen weiß.“

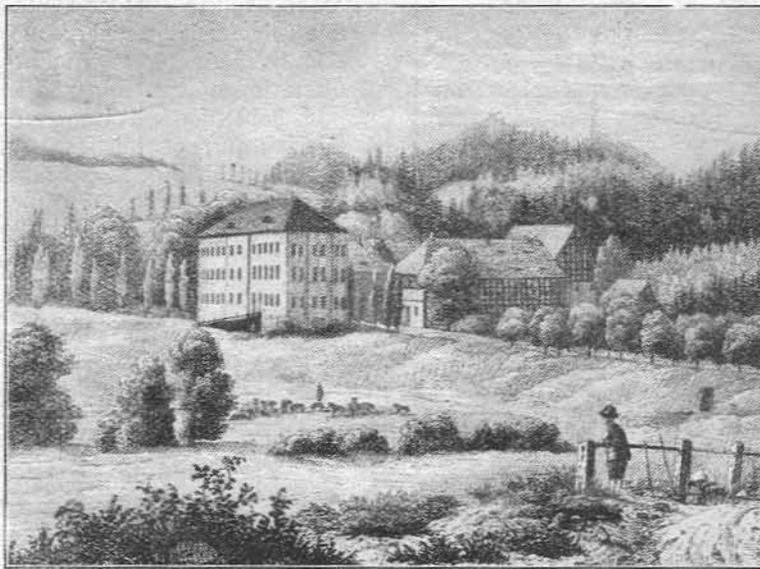
Nach der neben dem Badehause erbauten, 1505 vom Meißner Bischof eingeweihten, kleinen Kapelle des heiligen Hiob wurde das Bad Jobsbad genannt, bis 1602 Kurfürst Christian II. das Fürstenhaus bauen ließ und das Bad in Folge des wiederholten Aufenthaltes der Kurfürstin Sophie, Witwe Christian's I., den Namen Sophienbad erhielt. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts ist der Name „Wiesenbad“ der gebräuchliche. Die Gebäude sind neueren Ursprunges. Das Badehaus (mit 23 Badezellen), Restaurationshaus, Posthaus und Fürstenhaus bieten gut eingerichtete Wohnungen (im Preise von 4 bis 16 Mk. pro Woche). Die Verpflegung wird sehr gerühmt. Die 10° R (21¼ C) warme Quelle ist durch einen Unterbau mit Kuppelwölbung geschützt. Sie würde wahrscheinlich durch tiefere Fassung eine höhere Temperatur erlangen. Die Quelle gehört zu den indifferenten Thermen, ist Wildbad und Gastein ähnlich und verdient weit größere Beachtung, als

ihr bisher zuteil geworden. Das Wasser ist hell und durchsichtig, hat keinen auffallenden Geruch, schmeckt fade und weich. (Analyse von Lampadius, Freiberg 1818.) Wiesenbad hat das gesunde, zum Teil frische Klima des Erzgebirges, liegt 434 m über dem Meeresspiegel und eignet sich vortrefflich für Nervenleidende, durch Anstrengung Erschöpfte und überhaupt der Ausspanne Bedürftige.

Der Hauptbesuch fällt in die Ferienzeit; wer Ruhe in dieser Idylle begehrt, komme vor Mitte Juli oder nach Mitte August. Nicht ganz 1 Km. unterhalb Wiesenbad mündet der Pöhlbach oder das Grenzwasser in die Zschopau. Das Tal, in welchem bis Geyersdorf eine neu angelegte Straße führt, wird von 50 bis 70 Meter hohen Abhängen eingefasst, welche zum Teil bewaldet sind; am großen Riß, dem Zusammenbruch von Seegund Hülse Gottes-Jeche, ist der Abhang sogar 140 Meter hoch. Die bis zu 150 Meter ansteigenden Talwände verflachen sich aber dergestalt,

daß man bei Königswalde ihre Höhe vollständig unterschätzt, und erst in der Nähe des Forsthauses, wo die bewaldeten Abhänge wieder steiler werden, von Neuem ein tieferes Tal zu betreten glaubt. Von Südost kommt hier das Kontuppeltal,

welches als enges Waldtal bis zum Zigeunerfelsen besuchenswert ist; von Südwest das Tal des Grenzaches, welches bis zu der etwa 3 Kilometer entfernten Grundmühle von steilen, bewaldeten, bis zu 120 Meter hohen, von Felsklippen unterbrochenen und geschmückten Abhängen eingefasst wird. Von Wiesenbad bis zur Grundmühle sind 14 Kilometer.“ — So ist Wiesenbad umgeben von zahlreichen begehrenswerten Wan-



Wiesenbad um 1840.



Das Kurhaus Wiesenbad im Jahre 1869.

derzielen. Aus dem alten Wiesenbad ist im Wandel der Zeiten ein modern eingerichteter Badeort geworden, der auch den verwöhntesten Kurgästen einen angenehmen Aufenthalt bietet. Möge die bald beginnende Saison Wiesenbad immer neue Freunde von nah und fern zuführen. Dazu „Glück auf!“



Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Diefried von Hanstein

(21. Fortsetzung.)

Während die Nonne ein Gebet sprach, war auch Metella an das Bett getreten und Staunen lag in ihren Augen. Wie seltsam das war! Ganz unfassbar seltsam. In diesem Augenblick des friedlichen Todes hatte das Gesicht der alten Julietta seine Runzeln verloren und sah wieder jung aus. Jung und schön und was Metella im tiefsten Innern ergriff: dieses stille Gesicht schien ihr jetzt plötzlich Aehnlichkeit zu haben mit Grete.

Die war im Sprechzimmer des Arztes. Die Nonne kam herein. „Hier sind die Papiere der Entschlafenen, sie hatte sie in einem Beutelchen um den Hals.“

Der Arzt faltete einen alten, zerknitterten Paß auseinander. Grete beugte sich nieder. „Darf ich einmal sehen?“

„Julietta Ernani, geb. in Florenz.“

Am kommenden Morgen fuhren sie wieder Rio entgegen. Obgleich es recht teuer war, stiegen sie auch diesmal wieder im Hotel Avenida ab, denn dort kannte man sie. Den Manager verwunderte ihr elendes Aussehen.

„Schade, daß die Damen nicht gestern gekommen sind.“

„Warum?“

„Don Hieronimo ist gestern nach Europa abgereist. Er hat sich verschiedene Male im Hotel nach den Damen erkundigt.“ —

Da sie die Nacht hindurch gefahren, erfrischten sich die Damen nur kurz im Hotel, ließen sich dann ein Auto besorgen und fuhrn zur Bank. Grete fühlte sich doch viel freier, seitdem sie jetzt die Landessprache beherrschte.

„Ich bin Grete Wendeborn.“

„Was steht der Sennorita zu Diensten?“

„Sie schrieben mir, daß Sie mir den Rest meines Guthabens überschickt hätten.“

„Allerdings.“

„Wie kann das sein? Ich muß noch sechsundzwanzigtausend Mark haben.“

„Aber nein, Sennorita.“

„Ich habe doch nur zweimal je zweitausend erhalten.“

„Nein. Wir haben Ihnen doch auf Ihre briefliche Anforderung hin zweimal je dreizehntausend auf die Farm Cabana dos Anjos geschickt.“

„Ich habe niemals geschrieben.“

„Darf ich der Sennorita die Briefe vorlegen?“

Grete war tödlich erschrocken, auch Metella war leichenblau.

„Hier, bitte, die Briefe und die Postquittungen.“

Drei Briefe, mit Schreibmaschine geschrieben, — ihre Unterschrift. Täuschend nachgemacht — gefälscht.

Kalter Angstschweiß trat ihr aus allen Poren.

„Das habe ich nicht geschrieben.“

Metella schrie laut auf.

„Das hat mein Stiefvater getan. Er hatte ja deine Unterschrift, darum ließ er sie sich geben.“

Grete schüttelte heftig den Kopf.

„Das ist ja nicht möglich.“

„Es ist so. Ich, ich bin daran schuld. Mein Vater hat es getan. Er hat ja schon einmal ähnliches gemacht, darum trennte sich meine Mutter von ihm. Wir glaubten, er wäre ein anderer geworden. Er hat es getan, er ist mit deinem Gelde geflohen, und ich, ich bin daran schuld.“

Wie immer, wenn ein plötzliches Unglück hereinbrach, war Grete auch diesmal im Angesicht der Tatsachen gefaßt.

„Du hast keine Schuld, du gewiß nicht, wir aber müssen jetzt handeln. Wir müssen augenblicklich zum Konsul und uns seinen Rat erbitten.“

Sie wandte sich an den Kassierer.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie um die Briefe bitten darf, die Unterschriften sind gefälscht, ich muß sofort auf das Gericht.“

„Ich darf die Briefe nicht aus der Hand geben, aber sie stehen selbstverständlich dem Gericht jeden Augenblick zur Verfügung.“

Die Damen waren wieder auf der Straße, Metella kaum ihrer Sinne mächtig, Grete nach einem Wagen ausblickend, der sie zum Konsul bringen sollte. Ein Herr kam ihnen mit schnellen Schritten entgegen. Einen Augenblick trafen sich ihre Augen, dann taumelte Grete zurück und packte den Arm Metellas. Sie schrie laut auf: „Günter Schellhorn!“

Der Herr blieb stehen, sah sie an, wurde totenbleich.

„Grete — Gretchen — du hier —?“

Er konnte schnell hinzuspringen, um die ohnmächtig Niederstürzende in seine Arme zu fassen.

13. Kapitel.

Grete Wendeborn lag im Hotel Avenida auf dem Ruhebett ihres Zimmers. Sie sah angegriffen aus und Metella hatte die Fenster fürsorglich verdunkelt. Grete richtete sich empor:

„Was war das? Was ist mir geschehen?“

„Eine ganz einfache Nervenschwäche, die wahrhaftig verständlich ist. Erst unser Abenteuer in der Farm, dann der furchtbare Bescheid auf der Bank.“

Sie kniete bei ihr nieder und umfing sie mit ihren Armen.

„Ich habe dir solches Unglück gebracht!“

Grete schien kaum hinzuhören und wehrte sie leise ab.

„Ich habe nicht geträumt! Ich weiß es ganz genau.“

Sie saß aufrecht und fragte, wieder völlig klar, aber in Erregung: „Wo ist Günter Schellhorn?“

„Aber Gretchen!“

„Wo ist Günter Schellhorn? Ich habe ihn doch gesehen, er hat mich in seinen Armen gehalten.“

„Gretchen, du weißt doch —“

Sie wurde ungeduldig.

„Du mußt ihn auch gesehen haben. Du hast ja neben mir gestanden, du —“

„Das war jedenfalls eine flüchtige Aehnlichkeit. Wir kamen aus der Bank. Du weißt, ich wollte ein Auto heranzufahren, um uns zu dem deutschen Konsul fahren zu lassen. Ich war darum ein paar Augenblicke von dir fortgegangen, und als ich mich zu dir umdrehte, hörte ich dich laut aufschreien, allerdings den Namen Günter Schellhorn ausrufen, und dann lagst du in den Armen eines fremden Mannes, der dich aufgefangen hatte, weil du ohnmächtig wurdest.“

Grete sprang völlig auf, sie lief im Zimmer auf und nieder, ihre Wangen waren wieder vom Blut durchpulst.

„Es ist wahr! Es ist also wahr! Metella, dann wäre ja alles gut. Was bedeutet das Geld, das ich verloren habe! Was bedeutet alles, wenn er lebt. Aber wo ist er?“

„Kind, Liebste, es war sicher nicht Günter Schellhorn. Es tut mir so unendlich weh, daß ich dir den Traum zerstören muß.“

„Es war Günter! Ich habe ganz deutlich gehört, daß er antwortete, daß er „Gretchen“ gerufen hat, als er mich in seine Arme schloß und ich schwach wurde.“

„Du hast dich geirrt. Es war eine Aehnlichkeit.“

„Ich weiß, daß er es war. Wie könnte ich ihn, gerade ihn, verkennen!“

„Ich flehe dich an, sei ruhig, überlege. Wenn er es gewesen wäre, dann wäre er jetzt hier! Dann hätte er auch zu mir gesprochen. Als ich heransprang, waren schon Menschen um dich herum. Irgend ein fremder Herr trat heran und gab sich als Arzt zu erkennen, eine Frau trug aus einem Laden einen Stuhl herzu und während das geschah, während ich mich um dich sorgte, war der Fremde verschwunden. Ich habe gefragt. Er hat dich dem Arzt überlassen, hat den Hut gezogen und ist in ein Auto gesprungen.“

Grete stand mitten im Zimmer und schüttelte leise den Kopf.

„Es war Günter, ich kann mich nicht irren.“

„Aber nimm doch Vernunft an. Wenn er es gewesen wäre, wenn er dich erkannt hätte, würde er dann fortgegangen sein, dich ganz einfach verlassen haben? Dich, die er ganz überraschend in Rio sieht, die krank in seinen Armen liegt?“

Grete sah sie an.

„Das hätte er gewiß nicht getan.“

„Nun also! Den' doch nur, was auf deine Nerven ein-
stürmte! Er hatte sicher eine flüchtige Nehnlichkeit.“

Grete hatte sich niedergesetzt und schluchzte jetzt auf.

„Liebling, Gretchen, ich bitte dich.“

„Laß. Weinen tut mir wohl. Du hast recht. Plötzliches
Unglück bricht wohl über den Menschen herein, aber nicht plötz-
liches Glück! Ach, Metella, du weißt nicht, wie ich erschüttert
bin. Nicht um das Geld, nicht durch all das andere. Ich war
so fest überzeugt. — Nein — nein — du hast ja recht. Es ist ja
unmöglich. Günter ist tot. Wie kann ein Toter auferstehen?
Du hast recht. Verzeih, daß ich mich so töricht benahm. Komm,
wir wollen zum Konsul!“

Sie stand auf, tat ein paar Schritte und mußte sich halten.

„Ich kann nicht. Es ist lächerlich, ich bin schwindlig, ich —
wir wollen ruhen und am Abend —“

„Soll ich allein zum Konsul?“

„Nein, geh' nicht von mir. Jetzt nicht. Ich weiß nicht, wie
mir ist. Ich sehe ihn vor mir. Ganz deutlich — Günter. Ich
sehe ihn, ich höre ihn sprechen. Mit seiner Sprache, die mir so
vertraut ist. Mit seiner lieben Sprache. Ich kann nicht allein
sein.“

„Ich will an den Konsul telephonieren. Ich will ihn bitten,
daß er zu uns kommt. Es ist um jeden Augenblick schade.“

„Du' das, telephoniere, aber komm' gleich zurück. Ich kann
nicht allein sein.“

Metella eilte hinunter, ließ sich mit dem Konsul verbinden.

„Sie sind in Rio? Beide?“

„Wir bitten Sie herzlich — meine Freundin ist krank. Uns
ist großes Unglück widerfahren.“

„Warum haben Sie meine Briefe nicht beantwortet?“

„Wir haben niemals auch nur eine Zeile erhalten.“

„Warum haben Sie die Farm verlassen, ohne mir Ihre
neue Adresse zu geben?“

Metella ärgerte sich, daß der Konsul unzweideutig in gereiz-
ter und durchaus nicht liebenswürdiger Weise sprach.

„Wir sind erst heute hier angekommen. Wir haben die
Farm erst vor etwa vier Tagen verlassen, als dort das furcht-
bare Unglück hereinbrach. Ich kann all das Entsetzliche nicht
telephonisch berichten.“

„Was denn? Wie denn? Sie sind bis jetzt immer auf der
Farm gewesen?“

„Natürlich.“

„Und haben keine Briefe von mir erhalten?“

„Nicht einmal eine Antwort auf die Briefe meiner
Freundin.“

„Dann bitte ich Sie, mich sofort zu besuchen.“

„Das können wir nicht. Meine Freundin ist krank. Es
ist wahrscheinlich, daß sie von jemand bestohlen ist. Wir sind
im Hotel Avenida. Es ist Gefahr im Verzuge. Ich bitte Sie
herzlich, verlassen Sie uns nicht und kommen Sie zu uns. Wir
wissen sonst keinen Rat und meine Freundin kann unmöglich
ausgehen.“

„Ich komme in einer halben Stunde.“

Er hatte das Zittern ihrer Stimme gehört, er verstand
nicht, aber er ahnte, daß hier wirklich Gefahr drohte. Metella
kehrte zu Grete zurück. Sie sah noch auf derselben Stelle, aber
um ihren Mund war der harte Zug, der sich immer einprägte,
wenn ihr starker Wille einen Schicksalsschlag niederzuringen
bemüht war.

„Ich habe es mir überlegt. Es kann nicht Günter gewesen
sein. Es ist völlig unmöglich. Er hätte mich nicht wieder ver-
lassen. Es war eine Nehnlichkeit, eine unglaubliche Nehnlich-
keit. Ich war zu erschüttert, ich habe Geipenster gesehen. Wenn
ich nur darüber hinwegkäme, daß ich seine Stimme gehört habe,
daß er meinen Namen genannt hat!“

Metella war übergelüchlich, daß Grete sich wieder in der
Gewalt hatte, wenn sie auch leise weinte.

„Der Konsul kommt in einer halben Stunde.“

Konsul Henze fuhr bei dem Hotel vor.

„Herrgott, wie sehen Sie aus?“

Grete konnte nicht sprechen, Metella nötigte ihn in den
Sessel.

„Ich begreife nicht, daß Sie meine Briefe nicht erhielten.“
Metella hatte einen harten Zug um den Mund.

„Ich glaube alles zu verstehen und erklären zu können.“

„Dann bitte reden Sie.“

Sie wurde erregt.

„In Wirklichkeit bin ich schuld. Ich ganz allein — Meine
Dummheit.“

„Aber —“

„Ich hätte ihm nicht wieder glauben sollen. Er hat meine
Mutter unglücklich gemacht. Er war ein Lump. Aber er ver-
stand es, schöne Worte zu machen, und ich stand so allein.“

„Von wem reden Sie?“

Sie war aufgesprungen, ihr Temperament ging mit ihr
durch. Sie konnte jetzt nicht ruhig sitzen.

„Von meinem Stiefvater! Von wem sonst? Er hat
meiner Freundin das Geld gestohlen. Er hat wahrscheinlich
auch planmäßig alle Briefe unterschlagen, die an uns kamen.“

Sie war dunkelrot vor Zorn und der Konsul nickte.

„Wollen Sie mir nicht zuerst erzählen, was eigentlich
geschehen?“

Metella winkte Grete zu schweigen, lief auf und ab, und
sprudelte alles hervor. Das Leben auf der Farm. Das Aus-
bleiben der Briefe. Wie sie durch Zufall erfahren, daß ihre
Freundin dem Vater Geld geborgt. Wie sie diese Kenntnis
auch vor der Freundin geheimhielt, weil sie sich schämte, und
endlich die Abreise des Stiefvaters, die letzten Ereignisse, der
Kampf und die Rettung.

Der Konsul hörte aufmerksam zu.

„Sie machen es mir leicht. Ich kann offen reden. Ich
hatte Ihnen brieflich geraten, sofort nach Rio zu kommen.
Habe die Stelle, die ich für Fräulein Wendeborn wußte, noch
rosiger geschildert, als sie war, um Sie zu veranlassen, zu
kommen. Nun Sie selbst über Ihren Stiefvater so reden und
ich sehe, daß ich ihn nicht zu schonen brauche, um Ihnen nicht
wehe zu tun, kann ich Ihnen sagen: Ich habe mich damals nach
ihm erkundigt. Er hat Sie nicht abholen können, als Sie mit
dem Schiff ankamen, aber nicht deshalb, weil er eine Auto-
panne hatte, sondern weil er wegen einer Urkundenfälschung
im Gefängnis saß.“

„Großer Gott!“

„Ich fürchte also —“

Metella wurde dunkelrot.

„Ich bitte — jetzt nur keine Zeit verlieren — lassen Sie
sofort das Gericht und die Polizei —“

„Ich fürchte, er ist nicht mehr hier. Herr Werner Hölzke
hat mir gesagt —“

Metella begann unwillkürlich zu zittern.

„Herr Hölzke? Ist er hier?“

Der Konsul sah sie verwundert an. Der frohe, geradezu
glückliche Ton ihrer Stimme und das Ausleuchten ihrer Augen
gaben ihm zu denken.

„Herr Hölzke ist seit etwa zehn Tagen in Rio. Er fragte
nach Ihnen. Er sagte, daß er Ihnen so oft geschrieben habe
und keine Antwort erhielt. Er hat sich nach Ihrem Stiefvater
erkundigt. Er war nur einen Tag in seinem Hotel und ist
dann im Auto fortgefahren.“

„Herr Hölzke ist hier?“

Für den Augenblick ging es Metella, wie es Grete auf der
Straße gegangen und sie vergaß über der Hoffnung den
Kummer.

„Er ist hier. Ich kann jedenfalls auch seine Adresse er-
fahren. Er hat irgendwo eine Privatwohnung. Aber das ist
wohl nicht so wichtig. Wir müssen sofort zur Kriminalpolizei
und es wäre allerdings nötig, daß Sie mich begleiten.“

Jetzt zum erstenmale sprach Grete.

„Ich fühle mich noch zu schwach. Geh du. Du kannst mich
jetzt ruhig allein lassen.“

„Dann wollen wir keine Zeit veräumen.“

Grete suchte vollkommen beherrscht zu bleiben.

„Sie haben von meinem armen Verlobten Günter Schell-
horn nichts mehr erfahren?“

(Fortsetzung siehe 6. und 7. Seite.)

Bilder aus aller Welt.



Die Bergung der Gondel
Prof. Piccards.

Die Bergung der Metallgondel, mit der Prof. Piccard im vorigen Jahre seinen sensationellen Vorstoß in die Stratosphäre unternommen hatte, gestaltete sich außerordentlich schwierig. Unser nebenstehendes Bild zeigt den mühseligen Abtransport der Metallkugel des Stratosphären-Ballons.



Amerika fordert Abschaffung der
schweren Angriffswaffen.

Hugh Gibson, der amerikanische Botschafter in Brüssel, der Vertreter der Vereinigten Staaten auf der Abrüstungskonferenz in Genf, legte beim Wiederbeginn der Konferenz einen aufsehenerregenden Abrüstungsvorschlag seiner Regierung vor, in dem die vollständige und sofortige Abschaffung der schweren Artillerie, der Tanks und der chemischen Waffen gefordert wird.



Bild von den Vulkan-Ausbrüchen
in Süd-Amerika.

Wie schon ausführlich gemeldet, wurde der Westen Südamerikas in einer Länge von 700 Kilometern von Vulkan-Ausbrüchen und Erdbeben betroffen. Unser mittleres Bild zeigt uns eine typische Landschaft aus dem Vulkangebiet der Cordilleren. Weithin ziehen sich in vegetationsloser Dede die Wellenzüge der erstarrten Lava.



Freund Adebar ist wieder da.

Die Störche sind aus dem Süden wieder zurückgekehrt. Das solange leerstehende Nest am Dachfirst ist wieder von fröhlichem Leben erfüllt. (Siehe nebenstehend Bild.)



So starben hunderte von russischen Flüchtlingen an der russisch-rumänischen Grenze.

Täglich berichten neue Meldungen von der Erschießung geflohener russischer Bauern durch die Grenzpolizei. Dennoch versuchen immer wieder Flüchtlinge den Dnjestr, den Grenzfluß zwischen Rußland und Bessarabien zu überqueren, nachdem ihre ganze Habe in Sowjetrußland zurückgeblieben ist. Unser nebenstehendes Bild zeigt die Grenze des Grauens. Rumänischer Soldat findet einen aus Sowjetrußland geflohenen Bauern, der auf der Flucht erschossen wurde.

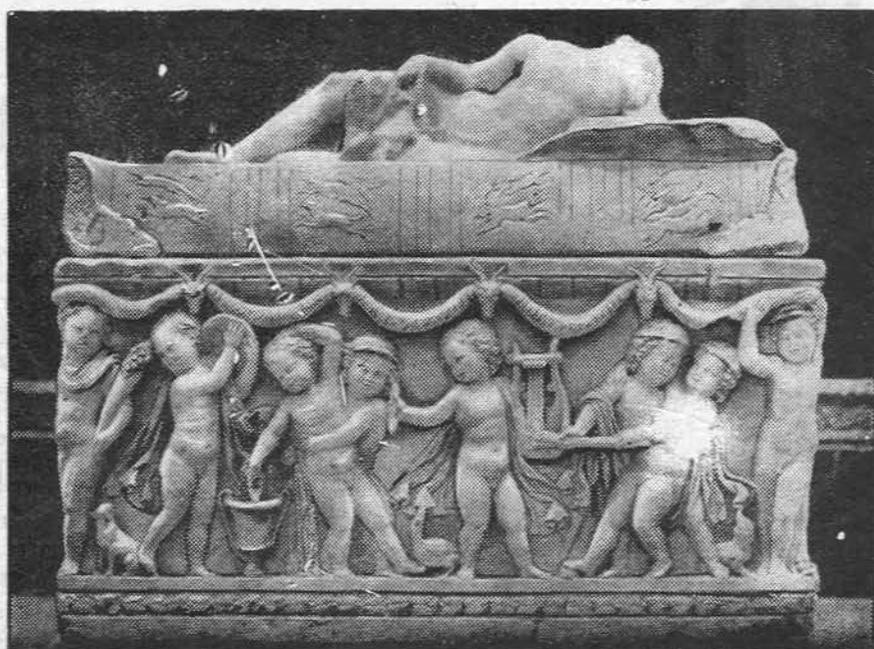
Elend im rumänischen Ueberflutungsgebiet.

Ein Bild aus dem bessarabischen Städtchen Soroca (siehe Mitte), das von den Wasserfluten völlig eingeschlossen wurde. Die Bewohner mußten ihre Häuser fluchtartig verlassen, da die Wasser- u. Schlamm-massen in die unteren Stockwerke eindrangen. Auf unserem Bild sieht man, daß die unglücklichen Bewohner ihre Habe und vor allem ihr Bettzeug auf dem Dach in Sicherheit gebracht haben.



Von dem Hockey-Länderkampf Deutschland-Oesterreich in Leipzig. Ein kritischer Moment vor dem Tor der Oesterreicher. (Bild unten links.)

Geborgen aus Lava und Asche . . . Ein antiker Sarkophag, der aus den Ruinen des 79 n. Chr. durch einen Vulkan-Ausbruch verschütteten Pompeji ausgegraben und jetzt auf der großen Ausstellung alter Kunst in Rom gezeigt wurde. (Siehe Bild unten rechts.)



„Ich bedaure, Ihnen nichts sagen zu können.“

Sie hatte das Gefühl, daß er mehr wußte.

„Er ist also tot?“

„Sein Tod ist in den Zeitungen öffentlich zugegeben. Der Steuermann Larsen, der gewissermaßen die Schuld trägt, weil er, entgegen den Befehlen des Kapitäns, sich zu wenig um ihn kümmerte, hat sein Patent verloren.“

„Nicht wahr, wenn er doch noch gerettet wäre, Sie würden es sicher erfahren haben.“

„Ganz sicher.“

Metella sah sie besorgt an, aber Grete schüttelte wehmütig den Kopf.

„Du kannst ruhig gehen. Das ist jetzt das Wichtigste von allem.“

Werner hülzte sah noch in seinem kleinen Zimmer und tat, was er an allen diesen Tagen getan: Er schrieb Bewerbungen an alle möglichen Firmen, als die Tür aufging und Dr. Kaluweit eintrat.

„Herrgott, Ernst!“

Er umarmte stürmisch den Freund.

„Hattest du auch Pech?“

„Im Gegenteil. Die Chozo de los angelos ist ein kleines Paradies. Eine ganz entzückend mit allen Errungenschaften der Technik und der Landwirtschaft ausgestattete Farm. Ich habe direkt das große Los gezogen, als mich der Zufall Don Hieronimo in den Weg trieb.“

„Und dabei machst du ein ganz verstörtes Gesicht, als sei dir ein großes Unglück widerfahren.“

„Nicht mir, aber unseren beiden Freundinnen, die wir auf der Ueberfahrt kennen lernten.“

„Du weißt von ihnen?“

Unwillkürlich war neben dem Schreck ein Gefühl der Eifersucht in ihm, daß Ernst mehr wußte als er.

„Ich komme eben vom deutschen Konsulat.“

„Da weiß man doch nichts von ihnen.“

„Doch. Sie sind heute morgen von der Farm bei Miranda nach Rio gekommen!“

„Heute morgen? Das ist doch ganz unmöglich. Ich habe den Vater, wie ich dir ja schrieb, vor zehn Tagen in Miranda getroffen und er sagte mir, daß sie schon lange fort seien und er ihre Adresse nicht kenne.“

„Da muß irgend etwas sehr Schlimmes geschehen sein. Ich weiß selbst nichts Bestimmtes, weil auch der Sekretär des Konsuls nichts wußte. Der Konsul wurde vor zwei Stunden telefonisch von Metella angerufen und ist dann sofort nach dem Hotel Avenida gefahren, wo die Damen wohnen.“

Werner griff nach Hut und Stock.

„Dann wollen wir doch gleich —“

„Ganz recht. Mein erster Weg von der Bahn war zum Konsul. Dann wollte ich dich überraschen. Jetzt überlegte ich mir, daß es, wo der Zufall es fügte, daß wir beide hier sind, besser ist, wenn wir zusammen kommen. Nach dem, was an jenen letzten Tagen sich zwischen mir und Fräulein Wendeborn abspielte, weiß ich nicht, ob ihr mein Besuch allein willkommen gewesen wäre.“ — — —

Eine halbe Stunde später pochten beide Freunde an die Tür des Zimmers im Hotel Avenida. Grete glaubte, daß es eine Nachricht vom Konsul sei, und war freudig erschrocken, als beide Freunde eintraten.

„Sie hier?“

„Sie hier?“ Sie lächelte schmerzlich, als sie das Erschrecken in ihren Gesichtern sah.

„Nicht wahr, ich habe mich recht verändert? Wenn Sie wüßten, was mir alles geschah.“

Ernst hielt noch ihre Hand. „Dann lassen Sie uns Ihnen helfen.“

Werner konnte sich nicht bezähmen. „Wo ist Fräulein Dornen?“

„Augenblicklich mit dem Konsul auf der Kriminalpolizei, um ihren Stiefvater verfolgen zu lassen, der mir mein ganzes Vermögen gestohlen hat.“

Ernst drückte sie sanft in den Sessel.

„Wenn Sie imstande sind, erzählen Sie uns.“

Was Grete dem Konsul gegenüber nicht vermocht hatte, konnte sie jetzt vor diesen beiden. Sie fühlte, daß ihr wirkliche Freundschaft gegenübertrat, und erzählte ausführlich. Während Werner sie oft durch Zwischenrufe unterbrach und jetzt erregt in dem Zimmer auf und ab lief, sah Ernst schweigend zu Boden und fragte nun: „Was wollen Sie jetzt tun?“

„Was bleibt mir übrig, als, sobald ich hier nicht mehr nötig bin, nach Deutschland zu fahren, zu sehen, ob meine Verwandten, mit denen ich allerdings durchaus keine Berührung habe, oder der jetzige Inhaber meines väterlichen Gutes mir einen Teil des Restes von zwanzigtausend Mark, der allerdings noch nicht fällig ist, geben können, damit ich die Mittel habe, mir irgend eine Existenz zu suchen.“

Wieder unterbrach Werner. „Und Fräulein Metella?“

Sie hatte ein wehmütig schmerzliches Lächeln.

„Ich denke, Herr Hölzke, sie hat es besser als ich, und ich kann sie ruhig Ihrer Fürsorge überlassen. Ich weiß ja, was Sie Metella geschrieben, und sehe Ihnen an, daß Sie noch ebenso denken.“

Werner war dunkelrot, aber er hatte keine Gelegenheit, zu antworten, denn Ernst faßte jetzt wieder Gretes Hand, die sie ihm entzogen.

„Fräulein Wendeborn! Ich bitte Sie, lassen Sie mich sprechen und denken Sie nicht, daß ich etwa diesen Augenblick benutze, um selbst einen Vorteil zu haben. Ich habe ein Stückchen Erde gefunden, das ein kleines Paradies ist. Ich hoffe, es wird mir eine Heimat werden. Ich habe Ihnen damals gesagt, was ich Ihnen gegenüber empfinde. Ich spreche absichtlich in Gegenwart meines Freundes, der mich kennt und weiß, wie ehrlich und treu ich Sie liebe. Heute wie damals. Haben Sie Vertrauen zu mir. Ich verlange nicht, daß Sie meine Liebe in der gleichen Weise erwidern. Wenigstens nicht, ehe Sie mich genauer kennen. Aber ich denke, wenn ich Ihnen jetzt, nachdem Monate vergangen, dasselbe sage wie damals: Daß ich Sie nicht nur mit aller Kraft liebe, sondern auch verehere, schätze und bewundere, dann darf ich weiter sagen: Warum wollen Sie wieder in die Welt und neuen Kämpfen entgegen? Was das Schicksal Ihnen genommen, kann auch ich nicht zurückgeben, aber ein stilles Heim sollen Sie finden. Einen Wirkungskreis mit einer Arbeit, die Ihnen die Zufriedenheit zurückgeben wird.“

Er war aufgestanden und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Ob ich Ihnen ein Glück zu bieten vermag, weiß ich nicht. Aber ein Heim, ein friedliches Heim und Ruhe, das kann ich Ihnen verbürgen, und meine treue Liebe.“

Sie hatte ihn nicht unterbrochen. Sie hatte ihn ruhig ausreden lassen. Sie war so müde geworden, so ruhe- und schutzbedürftig. Sie sah ihn an und hatte feuchte Augen.

„Fräulein Grete?“

„Lassen Sie mir Zeit. Kommen Sie morgen wieder. Lassen Sie mich mit mir selbst zu Rate gehen.“

„Ich danke Ihnen. Ich werde warten und morgen kommen. Ich werde hoffen und bitte Sie, lassen Sie diese Hoffnung nicht wieder vereitelt werden. Ich meine es so gut, so herzlich mit Ihnen.“ — Sie nickte ihm zu und die Freunde gingen hinaus. Auch Werner, der gern Metella erwartet hätte, mußte jetzt mit ihm, und während Ernst in tiefem Sinnen die Treppenstufen hinunterschritt, war Werner fast übermütig.

„Junge, jetzt machen wir beide zusammen Hochzeit!“

Als Ernst ihn etwas erstaunt, aus seinen Gedanken erwachend, ansah, machte Werner ein verduhtes Gesicht.

„Da soll doch gleich der dreibeinige Deibel dreinschlagen, wenn jetzt diese Höllenhunde von Brasilianern oder brasilianischen Deutschen mir keine Stelle verschaffen!“

„Wenn's weiter nichts ist?“

„Soll ich etwa aus ihr eine „auf Anstellung vergeblich wartende Ingenieursgattin machen?“

Ernst mußte lachen. „Wenn's weiter nichts ist!“

„Ich denke, das ist für bescheidene Bräutigamsbedürfnisse gerade genug.“

„Ich habe dir damals schon gesagt, daß ich auf meiner Farm einen deutschen Ingenieur sehr gut brauchen kann.“

„Und willst mich anstellen?“ — „Selbstverständlich!“

„Und mir ein „heiratsfähiges“ Gehalt geben?“

„Auch das!“ — In diesem Augenblick kamen Metella und der Konsul im Auto, stiegen aus, als die beiden Herren gerade aus dem Hotel traten, und Metella schrie auf: „Herr Hölzke?“

„Bedaure, daß Sie sich irren, gnädiges Fräulein. Gestatten, Herr Konsul, gestatte, lieber Ernst, daß ich dir meine Braut vorstelle.“

„Aber —“ Metella wurde wieder dunkelrot und rannte in ihrer Verlegenheit in das Vestibül des Hotels. Werner wollte ihr nach, aber Ernst hielt ihn zurück.

„Verzeihen Sie, Herr Konsul. Mein Freund ist ein komischer Kauz, aber ein braver und ehrlicher Kerl, der es wohl herzlich gut meinte, wenn er so mit der Türe ins Haus fiel.“

„Sie entschuldigen mich, ich muß zu den Damen. Herr Hölzke, ich hoffe, ich werde noch Gelegenheit finden, Ihnen Glück zu wünschen.“ Der etwas steife Konsul war peinlich berührt und dachte doch klug genug, um es für gut zu halten, daß wenigstens eines der Mädchen einen anscheinend zuverlässigen Halt hatte. — Werner wurde von Ernst mit fortgezogen.

„Aber — jetzt war das wohl nicht einmal recht?“

Unwillkürlich lachte Ernst.

„Du bist der geborene Hinterwäldler. Jetzt kommst du ganz artig mit und morgen früh sehen wir weiter.“

„Ihr mit euren blödsinnigen Förmlichkeiten. Jedenfalls weiß jetzt Metella Bescheid, und da sie nicht protestiert hat —“

Ueber sein neu erstehendes Glück vergaß der Optimist alles, was der Konsul Trauriges und Unangenehmes mit den beiden Damen zu besprechen hatte.

Günter Schellhorn war in das Auto gesprungen, das Metella herangewinkt hatte. Wußte nicht, was er tat, rief dem Chauffeur etwas zu und dieser raste mit ihm davon. Jetzt war er bereits wieder allein und ging mit schnellen Schritten durch die um diese Stunde einsamen Wege des herrlichen Passeio-Publiko, des großen Parkes im Südwesten der Stadt. Er mußte allein sein, er war vollkommen in Aufruhr. Grete! Grete Wendeborn, die er sich zu vergessen bemüht hatte! In Rio! Es war kein Zweifel. Sie hatte ihn erkannt. Sie liebte ihn noch. Er hatte es an dem jubelnden Aufschrei gehört, mit dem sie in seine Arme gesunken. Wie kam sie hierher? Was tat sie in Rio? Sie trug ein schwarzes Gewand. Um den Vater? Um ihn? Ein Jauchzen war in ihm. Grete! Sein Gretchen! Wie konnte sie nach Rio verschlagen sein? Sie, ganz allein, wenn sie nicht gekommen war, um nach ihm zu suchen? Sie war frei, denn sie streckte ja ihre Arme nach ihm. Gretchen! Mit einem Schlage war die ganze Vergangenheit wach vor seiner Seele. Seine Liebe. Die alte große Liebe, die er zurückgedrängt hatte, stand in ihm auf. Gretchen war hier! War bei ihm! Warum war er geflohen? Nun wurde ja alles gut! Nun war —

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierabend



's Kaarle in Nutwehr

In änn klänn Ladel an dr Kirchstroß war Huchbetrieb. Obr eitel nár Kinner, eitel nár Kinner warn heit dortn ze sahe. Raum war ä Wolk setter Vorschtwich nei, machet a schie de annere nooch. Mit Nischt gunge se nei un wenn se rausstame,

hatt a geds a schiens Fahnel, weiß un rut, un do drauf stand: „Perfil, das beste Waschmittel!“ Un nu geschetn gedsmol die klänn Porzel mit dann Dingern de Stroß nauf un de Stroß no. Geleich hinnerhar machetn wiedr ä Sticker sechse nei. Dr Fraa vu dann Ladel wurfch ball ze bunt. Epper hatt se a schie zewiel Fahne nausgab'n un mocht nimmeh viel hobn. Doderhalm hot se mit dar Reklamesach ä bissel Eihalt getahe, doß se a fir annere Log wos übrig hatt. Obr die Riets Kinner, die ganz rappelig an dr Lodenstafel stand, wollt a ihre Fahne, wie de annern welche kriegt hom. „Ja,“ saht de Lodenfraa, „'s is nu ball alle, ize kaa ich nár noch danne welche gabn, die ne bestn Vater hobn. Sogt's nár ne annern, heit gibbt's nischt meh!“ Gescheit hatt se's net gerode agefange, natürlich hatt a geds ne bestn Vater. Su hobn zewenigtms de Erschten gefaht, die ihre Fahne kriegt hattn. 's klaane Karle obr, dann de Lodenfraa erscht gar net weiß kriegt hatt, weil er mit dr Rosenspiz gelidlich bis zur Lodenstafel reichet, dar hieß mit sänn Familiename gerod wie sei Mutter. Ar spannet begierlich noch sänn Fahnel un zug schie de Händ aus dr Tasch. Un wie de Lodenfraa freget, ob 'r a änn guten Vater hätt, kam's aus dann klänn Guschel wie ä Kugel aus'n Rohr: „Ja!“ Do brüllet obr de größte vu de annern. „Doch mah, dar hot fei gar kánn Vater!“ 's Karle obr zeigt sich net saag, trot mit sänn siebn Gahrn an die Grusse na un saht: „Wos, kánn Vater hätt izeh? Amende meh wie du!“ Un ar kriegt sei Fahnel. E. Bauersachs.

Kinnertraanle¹⁾

(Nachdruck verboten.)

An Faldrand — zwischen Groos un Streichern — tritt mutterseel'nalsh e Kind.

Es hält de Handle nah ans Köpp'l, heilt, weil's jen'n Wag net hammwärts find't.

De Sunn' guckt ro offs arme Butt'l, maant's mit dann klenn Fläschgusch'l gut, se straaehelt zartlich seine Backle²⁾, die Balle — frisch wie Milch un Blut.

Imsinft! 's lasen dicke Traanle 's Gesicht'l rei — Tröppla wie Taa,³⁾ wie Parrle, die in Licht sich brachen, als glänzten Gold un Edelstaa.

Doch ize: Wa a sei alle Schmarzen, dos gruße Wasser is vorbei. 's Kindl lacht. — Wos is geschah? Drei Käßle spiel'n in Sunneschei!

Laut lacht's — un war doch ganz im Fläsch'n⁴⁾; de Traanle sei noch net getreicht,⁵⁾ do hot's sei Leiden schu vergassen, jen'n gruß'n Kummer lang verscheicht. —

Lachen un Heil'n off en'n Gesicht'l! Dos Wunner — ach — 's siegt uns weit: Als Traanle siech su fix verlossen, ja, dos war noch ne schiene Zeit!

O möchten alle bittern Leiden, die über uns 'mol brachen 'rei, su lecht, su fix — wie Kinnertraanle — verlorn, vertreicht — — vergassen sei!

Dann wär' voll Sunn' un net voll Sorg'n, bei manch'n Menschen sei Gesicht; dann kám' in schwernsten Loong un Stunden off finst're Schatten wieder — — Licht.

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Kindertränen; ²⁾ Bäckchen; ³⁾ wie Tau; ⁴⁾ im Weinen; ⁵⁾ getrocknet.

Der Meister des Humors

Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Busch.

Die Menschen soll keiner belachen,
Als einer, der sie herzlich liebt. (Goethe.)

Selten wohl hat sich dies Wort als so wahr erwiesen, wie beim künstlerischen Schaffen Wilhelm Buschs. Dieser Name bedeutet uns heute mehr als nur die Vorstellung lustiger Zeich-

welt von der großen schauenden Liebe, mit der Busch seine Umwelt erfaßte, aber auch von der phantasievollen Lebendigkeit, mit der er Menschen- und Tierschicksale zu gestalten wußte. Wenn man die Zeichnungen Buschs betrachtet, wird man fast an die Schöpfungen Richters und Schwinds erinnert —

mit so liebevoller und peinlicher Genauigkeit ist das kleinste Detail beobachtet und festgehalten.

Buschs künstlerisches Schaffen steht auf der Grenze zwischen Romantik und Realismus. Die Zeit nach der Revolution 1848 und dem Ausgang der Reaktionsepoche war besonders empfänglich für parodistischen Humor und wirkte bestimmend auf Buschs dichterische und zeichnerische Stilgebung. Wilhelm Busch wurde am 15. April 1832 als der Älteste von sieben Geschwistern geboren. Sein Geburtsort ist Wiedenfahl, ein Bauerndorf im Hannoverschen. Die Eltern betrieben hier einen kleinen Kramladen Als Busch 10 Jahre alt war, nahm ihn Pastor Kleine, ein Bruder seiner Mutter, zu sich, der mit großer Liebe die älteren Kinder seiner Schwester mit den eigenen erzog und unterrichtete.

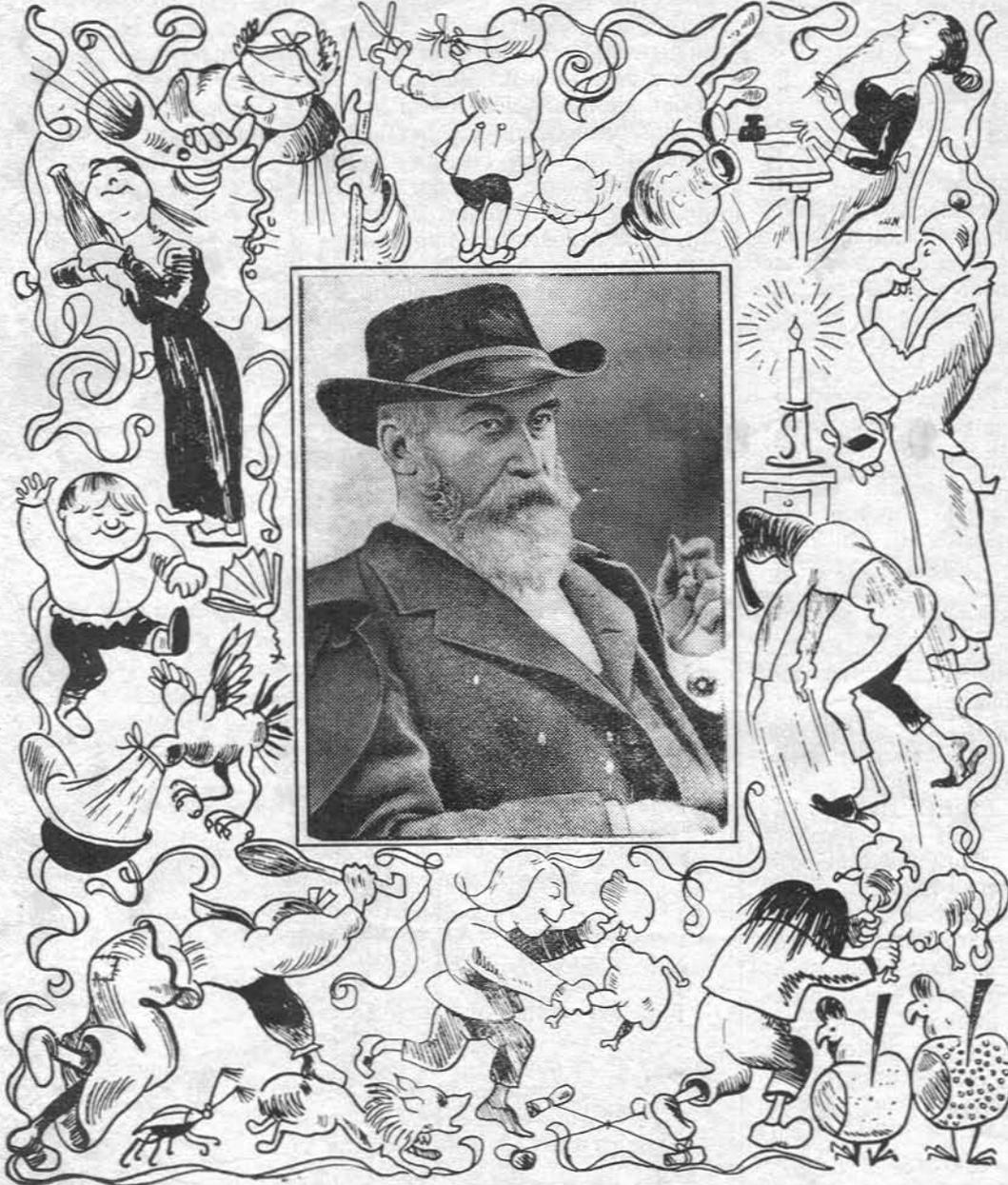
Mit fünfzehn Jahren bezog Wilhelm die Technische Hochschule in Hannover, um auf Wunsch des Vaters sich dem maschinentechnischen Studium zu widmen. Jedoch der Drang zu künstlerischem Schaffen war stärker, und im Jahre 1851 gab Busch das Studium an der Technischen Hochschule endgültig auf.

Es folgten Studienjahre in Düsseldorf und Antwerpen. Besonders Antwerpen wurde entscheidend für Buschs spätere künstlerische Entwicklung; denn hier trat er zum ersten Male den Werken der großen Niederländer nahe; Rubens, Brouwer, Teniers und später besonders Franz Hals übten einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. 1854 ging Wilhelm Busch nach München, wo er sich

dem Kreise Münchener Künstler „Jung-München“

anschloß. In München entwickelte sich Buschs künstlerisches Schaffen zur vollen Entfaltung. Ausflüge und Wanderungen, die er im Kreise des lustigen Künstlervölkchens in die Umgebung Münchens unternahm, wurden eine Quelle reichster Anregung. Skizzenbücher füllten sich mit jenen lebendigen und lebensnahen Zeichnungen, die davon erzählen, daß der junge Künstler alle und jeden Eindruck festzuhalten pflegte. Dazu entstanden Verse, wie von ungefähr, schlagend, treffend. Während der Münchener Zeit erschienen zum ersten Male Buschs Zeichnungen in den „Fliegenden Blättern“, für die er viele Jahre arbeitete.

Im Jahre 1889 siedelte Busch nach Mechtshausen über, wo er in der Familie seines Neffen seine letzten Lebensjahre verbrachte. Still und friedlich, wie der größte Teil seines Lebens verfloß, ist er hier am 9. Januar 1908 gestorben. Seine Werke aber sind eigenstes Gut des deutschen Volkes geworden und helfen uns, in trüben Stunden ein frohes Lachen zu finden.



Bildnis des großen Zeichners mit Rahmenleiste nach Busch'schen Figuren.

nungen und ungezwungen heiterer, aber umso schlagfertigerer Verse — das Werk Wilhelm Buschs ist heute im wahrsten Sinne des Wortes Volksgut geworden. Seine Schöpfungen haben in fast jedem Haus Einzug gehalten, und vielleicht trägt gerade unsere sorgenschwere Zeit dazu bei, daß wir ihn doppelt schätzen.

Schon als Kinder machten wir die Bekanntheit Wilhelm Buschs. Wer hätte nicht mit Spannung die aufregenden Streiche von „Max und Moritz“ verfolgt? Ja, es wird manchen geben, dem gerade dieses Jugendbuch, das wohl von allen Werken Buschs die größte Verbreitung fand, so gut in der Erinnerung haften blieb, daß er bestimmt, wenn er im Frühling den ersten Maikäfer surren hört, an die Verse denkt:

Jeder weiß, was so ein Maikäfer für ein Vogel sei . . .

Man kann Wilhelm Busch als den größten Humoristen des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild bezeichnen. Seine Werke erzählen der Nach-